

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Indien

vom 09. Februar bis 04. April 2009

Global trifft Lokal: Indien und die große Veränderung

Von Dr. Ranty Islam

Indien, vom 09. Februar bis 04. April 2009



Inhalt

1. Zur Person	220
2. Global = Glibber? – Der Versuch, einen Pudding festzunageln	220
3. Die Welt kommt nach Bollywood	222
4. Die Zukunft der Stadt	224
5. Ein Sechstel der Welt auf Achse	230
6. Zwischen Hightech und Finanzkrise	235
7. Kultur zwischen Gandhi und Latte Macchiato	239
8. Dhanyabad	248

„Heilige Kühe mögen auf den Straßen Indiens umherlaufen. Vielmehr spuken sie jedoch in westlichen Vorstellungen vom Subkontinent herum, schreibt Reiseautor Ilija Trojanow. Das beste Mittel gegen diesen Spuk? Selber hinfahren.“

(Erster Blog Eintrag „Heilige Kühe in Zeiten der Globalisierung“, am 19.02.2009)

1. Zur Person

Geboren 1975 im Ruhrpott (Bochum). Studium in London, Oxford und Berlin. Praktika bei verschiedenen NGOs und den Vereinten Nationen. Danach Volontariat in der Axel Springer Journalistenschule. Seit 2006 freier Journalist für Deutsche Welle, zwischenzeitlich auch Spiegel Online, Christian Science Monitor in Boston (Arthur F. Burns-Fellow) und Vanity Fair. Schwerpunkte internationale Berichterstattung, Globalisierung.

2. Global = Glibber? – Der Versuch, einen Pudding festzunageln

Definitionen von „Globalisierung“ gibt es beinahe so viele wie Menschen, die darüber sprechen: Globalisierung ist das Zusammenwachsen der Welt, ein explodierendes Universum neuer Wege miteinander zu kommunizieren, das Ende von Hunger und Krankheit, oder doch der Ausverkauf der Planeten, größere Ungleichheit, die Entstehung neuer Mauern entlang ethnischer und religiöser Linien? Für mich ist Globalisierung vor allem eine Frage: Wie gehen Menschen mit Veränderung um? Oder um genauer zu sein, wie gehen Menschen mit Veränderungen um, die zwar menschengemacht sind und trotzdem jenseits der Kontrolle oder des Verständnisses des Einzelnen stehen. Das globale Ausmaß solcher Veränderungen – insbesondere seit dem Mauerfall – ist historisch beispiellos.

Im Gegensatz zu abstrakten Traktaten und weisen Absonderungen zur Globalisierung von cleveren Think-Tankern und allwissenden Weltbankern lässt sich diese Frage nicht in den luftleeren Raum hineinstellen. Die Antwort kann nur von anderen Menschen kommen. Nicht nur eine, sondern so viele verschiedene, wie Menschen, die mit den Veränderungen konfrontiert sind. In Indien sind dies potentielle 1,1 Milliarden Antworten – wenn man das zahnlose Lachen eines Säuglings ebenfalls als solche betrachtet. Einige davon einzusammeln (Antworten nicht Säuglinge), war Gegenstand meines Aufenthaltes auf dem Subkontinent.

Warum Indien? Weil ich nicht nur durch meinen Vater eine besondere Verbindung zu dem Land habe? Vielleicht. Vielleicht aber auch, weil ein Land, das flächenmäßig vergleichbar Europa ist, doppelt so viele Einwohner hat, mehrere hundert Sprachen spricht, zum Backoffice der Welt geworden ist und nebenbei eine so weit zurückreichende Kulturgeschichte aufweist, dass sich unsere alten Griechen dagegen wie Kleinkinder ausnehmen – ja, vielleicht weil so ein Land die Chance auf ein paar interessante Antworten verspricht.

Abgesehen von einigen Wegmarken, die ich bereits im Vorfeld für meine Reise festgelegt hatte, habe ich mich in meiner Recherche (bzw. in meinem „Erfahren“) von Personen, Ereignissen und Geschichten leiten lassen, auf die ich vor Ort getroffen bin. Der Grund ist ein ganz einfacher: Wer bereits alles im Vorfeld durchplant, hat nicht nur die Frage sondern auch gleich (vielleicht ohne es zu wissen) seine Antwort – seine Geschichte – formuliert, für die nur noch die passenden O-Töne gefunden werden müssen. Die Frage, die mich in Indien geleitet hat ist die: Wie manifestiert sich in Indien das Globale im Lokalen? Oder, weniger akademisch, wie reagieren Menschen vor Ort auf die großen Veränderungen, die in den Nebelschwaden jenseits der eigenen Lebenswelt ihren Ursprung haben mögen und doch beim Einzelnen an die Tür seiner Existenz klopfen.

An dieser Stelle sollte mit einem Stück Globalisierungs-Folklore aufgeräumt werden, die bisweilen in einigen Ecken des westlichen Kommentariats herumschwirrt. Die bei weitem meisten Inder werden auch in absehbarer Zeit nicht in der Computerbranche, im Outsourcing oder sonstigen globalen Dienstleistungen ihr Geld verdienen, sondern in der Landwirtschaft – wenn überhaupt. Ein Bereich, der nur mittelbar von globalen Ereignissen, wie etwa der Finanzkrise betroffen ist. Dieser Aspekt führt etwa in Bangalore – einem Inbegriff der globalisierten Servicewirtschaft – zu interessanten Lebensplanungen, wie ich zeigen werde. In den Städten ist der Effekt der großen Veränderungen deutlicher spürbar. Dies ist ein Hauptgrund, warum ich mich auf meiner Reise auf die großen urbanen Zentren konzentriert habe.

Hier sind die Städte, die ich besucht habe. In Web 2.0-Manier habe ich jeweils einige „Tags“ dazu angegeben – Begriffe, die schlaglichtartig die Aspekte benennen sollen, die ich hoffte zu beleuchten:

Mumbai (3 Wochen) Urbanität, Bollywood, Finanzmärkte
 Pune (1 Woche) Mobilität, Wissenschaft
 Bangalore (1 Woche) IT, Outsourcing, Technologie
 Delhi (2½ Wochen) Kultur, Politik

Meine Planung orientierte sich im Vorfeld in erster Linie an den Örtlichkeiten (Flugtickets gibt's nur von Mumbai nach Bangalore, nicht von „Bollywood“ nach „Technologie“). Doch im Rückblick besteht die Landkarte meiner hier gewonnenen Erfahrungen besonders aus Themenschwerpunkten. Entsprechend ist auch dieser Bericht geordnet. Es ist daher kein Reisebericht, der den Ablauf zelebriert („... 8. März. 2009, 14 Uhr: am Abflug-Gate in Mumbai grinst mich ein Airline-Mitarbeiter komisch an ...“), auch nicht die Eindrücke („...mir scheint, einige der Rosenbüsche im botanischen Garten von Bangalore blühen gelangweilt vor sich hin...“) – zumindest nicht um ihrer selbst Willen. Die beste Quelle für persönliche und unmittelbare Eindrücke ist das Blog (blogs.dw-world.de/indien), das ich während dieser Reise geschrieben habe, und von dem ich selbstverständlich gnadenlos in diesen Bericht kopiere – allerdings auch hier nicht nach zeitlicher Abfolge geordnet sondern nach Themen. Der Rest des Berichts vertreibt sich die Zeit damit, die Dinge etwas einzuordnen.

3. Die Welt kommt nach Bollywood

„Große Nacht für den britischen Film bei den Oscars“, schrieb die Londoner Times. „Indiens große Nacht bei den Oscars“, ließen – eigentlich alle indischen Medien verlauten: Die britisch-indische Produktion „Slumdog Millionaire“ hat bei den Academy Awards acht der Trophäen abgeräumt. Der verfilmte Traum vom Slumkid, das die indische Variante von „Wer wird Millionär“ gewinnt, ist eigentlich die Geschichte vom amerikanischen Traum – produziert in Indien. Der Erfolg des Streifens im Kodak-Theater am anderen Ende der Welt ließ die Moderatoren der großen indischen TV-Kanäle beinahe unisono hyperventilieren. [...] (posted 23.2.09, „Die Hymnen des Meisters“)

Die Ereignisse am 21. Februar in Hollywood waren nur folgerichtig und überfällig: Die klassischen, stundenlangen Tanz- und Singfilme aus Mumbais Traumfabrik haben schon lange ihren Siegeszug um die Welt angetreten, besonders in Asien und dem Nahen Osten. Auch die deutschen TV-Zuschauer sind auf den Geschmack gekommen – spätestens seitdem diverse Privatsender die Bollywood-Ware ins Programm genommen haben. Der Erfolg beschränkt sich nicht nur auf Massenware. Filme wie „Monsoon Wedding“ der indischen Regisseurin Mira Nair haben auch die Kritiker im Westen überzeugt. Aber die Beziehung zwischen Bollywood und der Welt ist keine Einbahnstraße. Die immer aufwendigeren Produktionen ziehen vermehrt internationale Investoren an. Selbst die Produktionsteams sind mittlerweile bunt gemischt und zählen viele

Nationalitäten. So wie die drei Filmemacher, auf die ich in Mumbai getroffen bin:

Was ist besser als nach Bombay zu kommen und einen Bollywood-Filmproduzenten zu treffen? Nach Bombay zu kommen und gleich drei zu treffen! Raj, Giulia und Raja gehören zu einer neuen jungen Riege von Filmemachern in der Traumfabrik von ‚Maximum City‘. Sie sind Mitte 30 und ein weiteres Produkt der Globalisierung: Der indisch-stämmige US-Amerikaner Raj Yerasi arbeitete an der Wall Street und der Börse Bombay, bevor er sich vor wenigen Jahren in Bombay aufs Filmgeschäft einließ. Die Italienerin Giulia Achili kommt aus der Filmbranche ihres Heimatlandes. Sie verschlug es vor zwei Jahren nach Bombay. Raja Menon ist schon länger dabei. Bisher waren Musik-Videos und Werbe-Filme sein Metier.

Ihre Produktionsfirma ist im ‚In‘-Distrikt Bandra angesiedelt. Beinahe eingepfercht auf 50 Quadratmetern arbeiten die drei mit sechs Kollegen an den letzten Marketingdetails für ihren ersten großen Spielfilm ‚Barah Aana‘, zu dt. ungefähr ‚12 Cent‘.

„Mit 97 Minuten Länge ist er eigentlich ein Kurzfilm gemessen an indischen Standards“, sagt Raja und lacht. Das ist zwar keine Revolution aber eine neue Entwicklung der letzten Jahre in Bollywood: Die großen, mehrere Stunden langen Tanz- und Singspiele, die die klassische Bollywood-Ware ausmachen gibt es zwar immer noch. Doch wie andere junge Kollegen versucht das Trio neue Wege zu gehen.

„Mehr Plot, weniger Show“, sagt Raj. Von der Dramaturgie sind westliche Produktionen ein Vorbild, vom Inhalt eindeutig nicht. Dafür gibt’s mehrere Gründe, erklärt mir Raj. Die Multiplexkinos, die in den letzten Jahren aus dem Boden geschossen sind, verlangen nach kommerzieller orientierten Produkten – genauso wie in Europa oder USA. Auch hat die Filmindustrie von Bombay zunehmend den globalen Markt im Visier.

Und worum geht’s in der neuen Produktion? Barah Aana ist eine schwarze Komödie: Ein Taxifahrer, ein Wachmann und ein Kellner geraten zufällig in ein Verbrechen – und entdecken, dass es gar kein so schlechter Weg ist, um Kohle zu machen. Doch dann kommt alles anders... Ab 13. März kommt die indisch-italienisch-amerikanische Produktion auf die Leinwand. Auf den heimischen Filmwettbewerben hat die Produktion schon Eindruck gemacht – Europa wartet. (posted 20.2.09, „Globalisierung in Bollywood“)

Mehr Plot, weniger Show. Eine treibende Kraft hinter dem Paradigmenwandel in Bollywood sind die Kinogänger. Die stickigen altmodischen Kinosäle, in denen sich viele Inder mit einer Feel-Good-Erfahrung vom harten Alltag erholen gibt es noch. Doch Indiens stark gewachsene Mittelschicht findet die Feel-Good-Erfahrung bereits auf dem eigenen Kon-

to vor. Diese wesentlich zahlungskräftigeren Kinogänger erwarten daher mehr Substanz auf der Leinwand: Eine Story, die den Film trägt, aber auch mehr Effekte. Ebenso neue Schauplätze (die Schweizer Alpen, britische Universitäten oder die US-Weltraumbehörde haben es alle bereits in indische Blockbuster geschafft) und Protagonisten, die die urbane, stärker konsumorientierte Lebenswelt der Mittelschichtler reflektieren. Die in Shopping-Malls integrierten neuen Multiplex-Kinos vervollständigen dieses Bild. Dazu gehört auch deren Gesichtslosigkeit. Die neuen Kinosäle unterscheidet nichts mehr von ihren Artgenossen in Berlin oder Tokio – mit einer Ausnahme. Vor den meisten Vorführungen erheben sich die Zuschauer und singen die indische Nationalhymne. Und selbst hier ist Bollywoods kreativer Eifer am Werk:

[...] Vorher schon ein Held, ist insbesondere Filmkomponist A. R. Rahman – ein Bollywood-Veteran – in Indien nun unsterblich geworden: er gewann den Oscar für die beste Filmmusik und den besten Titelsong – den er auch noch gleich selber gesungen hat.

Übrigens, nicht nur in Hollywood standen die Menschen am Sonntagabend für Rahman auf. In Indien tun es Kinogänger regelmäßig. Der Komponist ist nicht nur für unzählige Soundtracks verantwortlich, sondern hat auch gleich die indische Nationalhymne neu arrangiert. In dieser Form läuft sie vor Beginn der meisten Filmvorführungen in indischen Kinos. Auch „Operation Walküre“ machte da keine Ausnahme, wie ich mich am Montag in einem der neuen Multiplex-Häuser selber überzeugen konnte. Ich staunte nicht schlecht und erhob wie mich alle anderen Zuschauer, als vor dem Drama um die gescheiterten Hitler-Attentäter, die Rahman'sche Version der Nationalhymne ertönte. (posted 23.2.09, „Die Hymnen des Meisters“)

4. Die Zukunft der Stadt

Bombay. Keine Stadt sondern ein Zustand. Unter allen Metropolen der Welt hat Bombay die höchste Einwohnerdichte. Über 19 Millionen Menschen leben, arbeiten, reisen, hoffen, verzweifeln, essen, hupen, überleben, drängen sich auf einer Fläche, die gerade ein Viertel größer ist als Berlin. Jeden Tag kommen Tausende aus dem Umland dazu. Missernten, fallende Einnahmen oder kriminell agierende Großgrundbesitzer sind nur einige der Gründe, die die Menschen dazu veranlassen, der ländlichen Umgebung den Rücken zu kehren. Landflucht nennt sich das.

Die Empfindung von Dichte ist spürbar. Die ständige Präsenz anderer Menschen, der Geräusch-Teppich, die überall riechende Luft – manchmal stärker manchmal weniger – ist so normal, wie ein- und auszuatmen. Zwi-

schenmenschliche Räume werden enger. Man kommt sich näher, nicht weil man möchte, sondern vor allem weil man muss. Ein Mensch grenzt an den nächsten. Das schafft Probleme, über die sich Soziologen und Philosophen, Städtebauer und Psychologen schon lange den Kopf zerbrechen. Einige davon habe ich getroffen und zu diesem „Zustand“ befragt, der sich Bombay nennt, und den ich selber für ein paar Wochen erleben konnte.

Was sie sagen, betrifft nicht nur irgendein lokales Problem. In wenigen Jahrzehnten leben weltweit die meisten Menschen in Städten, haben die UN befunden. Was in Bombay heute stattfindet, wird in den nächsten Jahren immer mehr Menschen auch in anderen Teilen der Welt betreffen. In anderen Worten, die Zukunft menschlichen Zusammenlebens steht heute schon in Metropolen wie Bombay – Verkörperungen der „Global Cities“ wie die New Yorker Soziologin Saskia Sassen sie nennt – auf dem Prüfstand. Wie wirkt sich das Einwohnerwachstum auf das soziale Gefüge in den Städten aus? Welche wirtschaftlichen Folgen hat dies für die Metropolen? Und welche kulturellen Auswirkungen? Wie kann städtebaulich bewusst darauf reagiert werden? Das sind nur einige der Fragen.

Eine Erkenntnis der professionellen Denker ist, dass ein solcher Extremzustand wie Bombay (respektive Mumbai) ihn darstellt, kaum mehr durch die Stadtoberen geregelt werden kann. Egal, wie viel Geld zur Verfügung steht (und es ist kaum genug). Egal, wie transparent Politiker agieren (und das tun sie mitnichten). Der Grund ist, dass die meisten Bombaykars in der Stadt leben, ohne auch nur daran zu denken, dass sie in irgendeiner Weise über die Zukunft ihrer Stadt mitentscheiden könnten. Ihre Teilhabe ist gleich Null – weil sie nie gefragt wurden. Ein zentrales Problem, dessen sich verschiedene Aktivisten, Nichtregierungsorganisationen und weitere Gruppen angenommen haben. Partizipation heißt das Zauberwort. Die Herausforderung ist, dies umzusetzen. Jede Gemeinschaft in der Stadt tickt anders, hat andere Bedürfnisse. Soziologen und Anthropologen sprechen von verschiedenen Lebenswelten, Narrativen und Diskursen. Eine NGO, die im Osten des zentralen Stadtteils Bandra angesiedelt ist, hat mich mit ihrem Ansatz besonders beeindruckt:

In Mumbai zerbrechen sich eine Reihe von Personen und Organisationen den Kopf über solche Fragen. Ein Beispiel ist PUKAR (Partners für Urban Knowledge and Research) – das Brainchild des indischstämmigen Anthropologen und Globalisierungs-Theoretikers Arjun Appadurai aus New York. Die grundlegende Annahme: Jeder Bewohner der Stadt muss teilhaben an der Diskussion und Lösung dieser Fragen und sein Wissen einbringen. Das Problem: Wie sollen Rikschafahrer und Teeverkäufer mit denen auf Augenhöhe sprechen, die den Diskurs trotz aller guten Intentionen bisher kontrolliert haben – NGO-Vertreter mit Uniausbildung,

schlaue Think-Tanker, allwissende Weltbanker und sonstige besorgte Intellektuelle?

PUKARs Antwort darauf ist eine geniale Grass-Roots-Initiative: Teeverkäufer „mögen keine Ausbildung im traditionellen Sinne haben – ‚Wissen schaffen‘ und ihre eigene Community erforschen können sie aber trotzdem“, sagt Anita Patil-Deshmukh, die Direktorin von PUKAR. „Wir geben ihnen das Handwerkszeug dafür.“ Das ist keine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Denn das so geschaffene Wissen über und aus den Communities, die die Stadt ausmachen, ist einzigartig. Selbst wenn sich Mumbais *Intelligentia* verkleiden, den ‚richtigen‘ Akzent aufsetzen und clevere Fragen stellen würde, bliebe ihnen dieses Insider-Wissen verborgen.

Zu den so „erforschten“ Gemeinschaften gehören etwa das „Mills Quarter“ – wo einst viele Stoffweber und nun ihre Nachfahren leben, oder Dharravi – oft auch als Asiens größter Slum verunglimpft.

Das Flaggschiff bei PUKAR ist das Youth-Fellowship-Projekt. Jugendliche erforschen in Gruppen wichtige Aspekte oder Probleme des gemeinschaftlichen Zusammenlebens: von mündlichen Überlieferungen in der eigenen Gemeinschaft über die Rolle von häuslicher Gewalt und Kinderarbeit bis zur Beziehung zwischen Bewohnern und den Pflanzen und Bäumen ihrer Umgebung ist alles dabei. Alles Erkenntnisse, die für Organisation und Städteplanung wichtig sind.

Doch bisher sind es meist „irgendwelche Leute mit Dokortitel, die in klimatisierten Büros sitzen, ihr eigenes Wissen einbringen und Entscheidungen treffen“, sagt Manoj Tank, der das Youth-Fellowship-Projekt bei PUKAR organisiert. „Viele unserer Teilnehmer können nicht lesen oder schreiben. Aber wir geben ihnen Diktiergeräte und ermuntern sie dazu, ihre eigenen Fragen zu stellen. Die Aufzeichnungen können dann später ausgewertet werden“, erklärt er das Vorgehen. Der nächste Schritt ist, dieses Wissen zu benutzen, um die Belange benachteiligter Gruppen in Mumbai auf die Agenda der öffentlichen Diskussion zu setzen.

Das Beispiel von PUKAR macht Schule. Ähnliche Initiativen entstehen auch in anderen Städten. Und selbst westliche NGO-Vertreter kommen, um zu lernen. „Der kreative, unternehmerische Ansatz, um soziale Probleme zu lösen, ist faszinierend“, sagt Susan Pigott, die im kanadischen Toronto eine Koalition von Community-NGOs führt. „Gerade wie PUKAR ohne Beteiligung von Regierung und Behörden so effektiv agiert, ist etwas, von dem wir für unsere Arbeit in Kanada viel lernen können.“ (posted 18.03.09, „Das verborgene Wissen der Städte“)

Just wie problematisch die Lage für Bombay ist, zeigt die Tatsache, dass viele der Verantwortlichen selbst über die Diagnose weit auseinander klaffende Ansichten haben. Bei einer Tagung eines internationalen Think Tanks

in Bombay Mitte Februar kamen Aktivisten, NGO-Vertreter und Repräsentanten aus der Wirtschaft zusammen. Während der Vorsitzende der Lobbygruppe „Bombay First“, der CEO eines Baukonzerns, darüber lamentierte, dass es schwierig sei, die Städteplanung für die Metropole umzusetzen, kritisierte ein anderer Tagungsteilnehmer, dass es eine Städteplanung nicht einmal gebe.

Moderiert hat die Veranstaltung PK Das, ein Architekt und Städteplaner bengalischer Herkunft, der schon lange in Bombay wohnt. Seinen Vornamen scheint niemand zu kennen, alle nennen ihn nur PK oder PK Das – auch er selbst. Vielleicht bezeichnend für jemanden mit einer Mission. Er selbst bezeichnet sich als einen Aktivisten. Sein Arbeitsplatz ist sein Architekturbüro im vierten Stock eines heruntergekommenen Hauses in Bandra. Dort tummeln sich auf engstem Raum Architekten, Studenten, NGO-Vertreter. Bevor ich Gelegenheit habe mit ihm zu sprechen, muss ich beinahe eine Stunde in seinem Zimmer warten. Immer wieder kommen Anrufe und Besucher für ‚PK‘. Kurz bevor wir endlich sprechen können, verschwindet er ein letztes Mal, „um eine australische Delegation zu verabschieden“. Dann legt er los. Sein Name, sein Anliegen, was kann man machen, was soll man tun – um Bombay wieder seinen Bürgern zurückzugeben. Sein Hauptkritikpunkt: die „Globalisierung neoliberaler Ausprägung“ habe die Ungleichheiten gerade in Bombay verstärkt. „Anfang der 1980er Jahre waren 80 Prozent der Menschen in Bombay im formellen Sektor beschäftigt, der Rest im informellen Bereich. Heute ist das Verhältnis umgekehrt“, lamentiert Das. Der informelle Bereich – eine arbeitsrechtlich nicht existente, nicht gesicherte Grauzone und damit aus Sicht der Regierung unsichtbar und deshalb auch kein Gegenstand proaktiver Politik.

Warum gibt es so viele ‚unsichtbare‘ Menschen in Bombay? Viele haben sprichwörtlich keinen Platz in der Stadt gefunden, sagt Das. „Über die Geografie der Stadt und ihre Nutzung entscheiden andere. Was wir brauchen ist mehr Partizipation.“ Und was hat die Architektur damit zu tun? „Seit meinen Tagen als Architekturstudent war mir immer deutlich bewusst, wie eng Architektur mit sozialer Entwicklung zusammenhängt. Ebenso lange habe ich mich deshalb auch mit der Situation von Slumbewohnern beschäftigt. Wo und wie Menschen dort leben – die ‚Housing-Question‘ – ist von zentraler Bedeutung“, erläutert er, bevor er – nach einem weiteren kurzen Telefonanruf – erklärt: „Ich glaube, dass Architektur und Städteplanung wichtige demokratische Mittel sind, um sozialen Wandel zu bewirken und die Öffentlichkeit zum Handeln zu bewegen.“ In seinen Hauptprojekten widmen sich Das und sein Team der Frage, bezahlbares Wohnen zu ermöglichen. Bombay hat weltweit mit die höchsten Mietpreise, dank Bollywood-Reichtum und einer bis vor kurzem boomenden Finanzindustrie – für viele

der ganz Armen ein Desaster. Dass Bombay einen der größten Slums Asiens beherbergt, ist kein Zufall. Damit zusammen hängt ein weiteres Problem. „Die Stadt expandiert immer weiter, doch öffentliche Räume schrumpfen zusehends“, beklagt Das. In der Tat sind große Teile der Stadt nur noch öffentlich, wenn man nicht zu zerrissen aussieht. Straßen, Shopping-Malls, abgeschottete Wohnkomplexe sind für viele arme Bombaykars de facto No-Go-Zonen. Das arbeitet daher in einer Allianz mit anderen Organisationen daran, öffentliche Räume wieder zu erschließen. Das läuft über Diskussionsrunden, Stadtbegehungen und ständige Treffen auch mit den Politikern.

Städtebau, Psychologie und urbane Soziologie hin oder her. Auch das unmittelbare Überleben ist ein Problem. Neben den vielen Menschen, Geräuschen und Gerüchen ist eine Sache in Bombay merkwürdig abwesend, die für viele Menschen andernorts zur Essenz der Großstadt gehört: die Sirenen von Polizei und Notfallfahrzeugen. „Vielleicht hörst Du sie nicht, weil sie im restlichen Lärm untergehen“, sagte mir eine Kanadierin, über die ich in ein paar Zeilen mehr berichte. Das stimmt wohl zum Teil. Der andere Teil der Erklärung ist, dass der wahnwitzige Verkehr in der Stadt jeden Krankenwagen schnell zu einer stationären Verkehrsboje mit Blaulicht macht, dank mangelnder Logistik und Organisation. Das zu ändern, hat sich eine noch recht junge Organisation auf die Fahnen geschrieben. Ich hatte Gelegenheit mit einer kanadischen Projektmitarbeiterin zu sprechen:

Es war einfach zu wenig Licht zum Arbeiten. „Also bin ich zur Tür und habe die Schalter für die Deckenbeleuchtung angestellt. Dann wurden auf einmal alle Computer-Bildschirme schwarz. Die indischen Kollegen schauten mich an – und schwiegen.“ Joanna Harries berichtet von ihrem ersten Tag in einem Mumbaier Großraumbüro. Die Lehre, das selbst ein Lichtschalter die am Limit arbeitende Stromversorgung im Haus zusammenbrechen lassen kann, war Teil des Kulturschocks, den die Kanadierin erlebte, als sie vor einem halben Jahr zum Arbeiten nach Mumbai gezogen ist. Die ehemalige Managerin eines internationalen Kosmetikkonzerns ist in Mumbai mit der ungeschönten Wahrheit konfrontiert.

In Dharavi, Asiens größtem „Slum“, der neben ihrem Büro im „Bandra Kurla Industrial Complex“ beginnt, kommt vor der Schönheit das Überleben: „Wer hier ernsthaft krank wird, hat es schwer. Trotz der staatlichen Krankenhäuser, die allen kostenlos zur Verfügung stehen. Trotz der kostenfreien Medikamentenausgabe. Neben der oft unzureichenden Ausstattung der Krankenhäuser ist der Krankentransport ein großes Problem,“ sagt Harries. Die Organisation „1298“ versucht zumindest das Transportproblem zu verbessern. Indische Ärzte, die 1298 vor einigen Jahren ins Leben gerufen haben, betreiben unter der gleichlautenden Notrufnummer einen Kranken-

und Notfalltransportdienst. 1298 ist noch im Aufbau und orientiert sich an Standards moderner Notrufsysteme in anderen Teilen der Welt.

„Einer der Sponsoren von 1298 ist ‚Acumen Fund‘ ein US-basierter sozialer Investmentfonds“, sagt Joanna Harries. Sie ist als Acumen-Fellow nach Mumbai gekommen, um im Namen des Fonds an dem Projekt mitzuarbeiten. Eine erste große Bewährungsprobe war der 26. November 2008. „Die Terrorattacken auf das Taj und Oberoi [Hotel] waren ein Schock. Unsere Fahrzeuge brachten den ganzen Tag Verletzte in Krankenhäuser“, berichtet Harries über die Ereignisse – als sie gerade wenige Wochen in der Stadt war.

Von Mumbai aus koordiniert 1298 Notfalldienste in der Stadt und ebenso im Bundesstaat Kerala im Süden Indiens. Möglich macht dies der Einsatz von spezieller Software für Notfalldienste und eine Pro-Version von Google Earth, auf der per Satellitennavigation jedes Einsatzfahrzeug verortet werden kann. (posted 26.03.09, „Der lange Weg zum Krankenhaus“)

Bombay ist mit Sicherheit ein Extrem, doch die Dynamik, die die Metropole an der Westküste mit samt ihren Errungenschaften und Problemen zu dem gemacht hat was sie ist, findet sich auch in anderen Städten des Subkontinents. Zum Beispiel in Delhi. Im Gegensatz zu Bombay hat die indische Hauptstadt mehr Umland, in das sie physisch hineinwachsen kann. Bombay ist vom Indischen Ozean umgeben, und große Flächen der Stadt sind bereits aus dem Wasser geschaufelt („reklamiert“) worden. Doch auch in Delhi hat das Wirtschaftswachstum und die Globalisierung einigen mehr gegeben und vielen anderen genommen. Die stark gewachsene Mittelschicht ist zu einer, vielleicht der entscheidenden politischen Größe geworden. Wirtschaftlich allemal. Man möchte für sich bleiben. In der Nähe von Delhi hat die Mittelschicht mittlerweile ihr eigenes kolossales Zuhause gefunden:

Das Meer aus Baukränen und Hochhaus-Rohbauten erinnert ein bisschen an Europas Großbaustelle, die Berlin in den 1990er Jahren war. Doch der Riesenbauplatz im Südwesten von Delhi ist weniger im Zuge politischer Ereignisse entstanden, sondern ein Produkt des indischen Wirtschaftswachstums. Gurgaon ist eine am Reißbrett entworfene Satellitenstadt, die den Lebensraum bereitstellt, den die wachsende Mittelschicht im Bereich Delhi für sich beansprucht. Designer-Wohnhaus-Komplexe, Glasfassaden von Bürobauten oder Shopping-Malls und adrett frisierte Grünanlagen prägen das Bild. Doch zwischen Straße und Glaspalästen haben sich kleine Fressbuden ihren Platz erkämpfen können. Viele davon für eine Klientel, die schon bald nicht mehr vor Ort sein wird – die Bauarbeiter. (posted 23.3.09, „Satellitenstadt Gurgaon – Delhis Mittelklasse lässt bauen“)

Dieses „bald“ wird immerhin noch einige Jahre dauern. Denn Gurgaon wächst weiter und wird demnächst auch an Delhis neues modernes U-Bahn-system angeschlossen.

5. Ein Sechstel der Welt auf Achse

Die U-Bahn in Delhi ist nur ein Hinweis auf einen weiteren Paradigmen-wechsel in den Städten des Subkontinents: Das Wirtschaftswachstum hat immer mehr Inder mobil gemacht – vor allem, aber nicht nur, die Mittel-schicht:

Distanzen schrumpfen. Auch innerhalb Indiens. Für einen Großteil der Inder bleiben weite Teile des Sub-Kontinents zwar immer noch ‚Ausland‘. Doch auf der Suche nach besseren Job-Möglichkeiten werden Inder zunehmend mobil im eigenen Land. Und es sind nicht nur die Besserverdienenden und die aufstrebende Mittelschicht.

Safik Khan ist ein Beispiel. Er kommt aus dem Bundesstaat West-Benga-len im Osten Indiens. Die neuesten staatlichen Statistiken haben seinen bengalischen Heimatdistrikt Murschidabad gerade erst zum ärmsten ländlichen Gebiet in Indien gekürt. Auf der Suche nach besseren Job-Möglichkeiten verschlug es ihn bereits vor neun Jahren nach Mumbai. In der Metropole an der indischen Westküste verdient er sein Geld mit Taxifahren. Mehrere Male im Jahr unternimmt er mit der Bahn den 2.000 Kilometer-Treck nach Hause, wo der gesamte Rest seiner Familie wohnt. Nur seine Frau, mit der er seit acht Monaten verheiratet ist, ist mit ihm nach Mumbai gezogen.

Das alles erklärt er mir, als er mit 80 Sachen durch die Innenstadt Mumbais düst. Dann kommt ein Anruf auf seinem Handy. „Meine Mutter. Sie will wissen, das alles in Ordnung ist“, sagt er beinahe entschuldigend, als das Gespräch zehn Minuten später zu Ende ist. Sein Job in Mumbai sei relativ sicher, dennoch „ist nächstes Jahr Schluss mit Mumbai und es geht zurück nach Bengalen“, sagt er. Die Heimat ruft. (posted 23.02.09, „2.000 Kilometer Anfahrt zum Job“)

Viele Beobachter (besonders die ausländischen) prophezeien den indischen Großstädten – allen voran Bombay – den baldigen Verkehrskollaps: Infarkt durch verstopfte Arterien. Und Ratan Tata spielt den Part des Cholesterins – um bei der medizinischen Metapher zu bleiben. Der Boss des Tata-Firmenimperiums schockte die gesamte Autowelt vor einem Jahr mit der Ankündigung, das billigste Auto der Welt produzieren zu wollen, um Indiens aufstrebender Mittelschicht die kostengünstige Fortbewegung auf vier Rädern zu ermöglichen – für Tausende Inder wäre dies das erste eigene Auto. Die erste Charge der 2.000 Dollar-Autos lief im März vom Band. Die

Nachfrage ist so groß, dass selbst die Tagesmietpreise für den Tata Nano – so der Name des Fahrzeugs – beinahe an den Kaufpreis heran reichen! Wenn die Nanos in den kommenden Jahren in den Mengen die indischen Straßen überschwemmen, wie Ratan Tata hofft/annimmt, dann dürfte das Verkehrsaufkommen in den Städten noch einmal drastisch ansteigen – auch und gerade weil andere Hersteller aus dem Ausland (besonders japanische und koreanische Produzenten) mit ähnlich kleinen Modellen nachziehen. Andere Wege (sprichwörtlich und metaphorisch) müssen her, um das Verkehrsproblem in den Griff zu bekommen. In Bombay sieht die Situation besonders prekär aus, und die Antwort der Stadtoberen eher halbherzig:

Das von den Mumbaikars (Bewohnern Mumbais) am häufigsten gespielte Musikinstrument ist die Autohupe, während Ampeln und sonstige Verkehrszeichen offenkundig als populäre wenn auch sinnfreie Ornamente wahrgenommen werden: Verkehr als Kunst. Und die beherrschen die Teilnehmer des (augenscheinlichen) Verkehrschaos in Mumbai besonders gut. Wo 4 Spuren ausgezeichnet sind, werden diese zu Stoßzeiten in 7 enge Spuren uminterpretiert. Überholt wird rechts und links. Schlaglöcher mahnen nicht zur Vorsicht, sondern werden generell als Herausforderung für die Stoßdämpfer aggressiv angenommen. Man darf annehmen, dass die Fußgänger Mumbais schnell zu begradeten Salsa-Tänzern ausgebildet werden könnten: Wer die Straßen der Metropole überqueren will, braucht geschmeidige und schnelle Hüftbewegungen, um den Außenspiegeln, Scheinwerfern und Motorhauben heranrasender Fahrzeuge auszuweichen.

Dennoch muss es eine andere versteckte Ordnung geben – wie sonst kommt es, dass ich trotz vier Wochen in dieser Stadt noch keinen schweren Unfall gesehen habe (obwohl ich fast jeden Tag mit dem Rikscha auf der Straße bin). Nur heute verlor mein Rikschawalla bei einem seiner Hauteng-Manöver den rechten Außenspiegel.

Trotz des Chaos versuchen die Behörden das Unmögliche und setzen auf Verkehrserziehung. Bunte elektronische Tafeln verbreiten Botschaften, die die Stadt sicherer, leiser oder sauberer machen sollen. Manchmal mit Zuckerbrot („Weniger Lärm, bessere Stadt“), Denkanstößen („Zimmerdecken im Krankenhaus sind langweilig. Fahre sicher!“) oder Peitsche („Verurteilt: Betrunkener Fahrer trotz Fahrverbot am Steuer“).

Verkehr und Gesundheit hängen auch jenseits von Unfällen eng miteinander zusammen. Rikscha-Fahrer rotzen gerne und oft auf die Straße – ein wichtiger Ausbreitungsweg für Tuberkulose, glaubt man den Behörden. Die haben reagiert mit folgendem Aufkleber, der – welche Ironie – auf der Rückseite vieler Rikschas prangt: [Gelber Aufkleber mit schwarzer Aufschrift „Spitting spreads TB“]

(posted 05.03.09, „Mission Impossible: Verkehrserziehung“)

Die größere Nachfrage nach Autos beschränkt sich nicht nur auf Kleinwagen. Auch der obere Rand der Mittelschicht und die Anzahl der Topverdiener ist in den vergangenen Jahren stark gestiegen – die ideale Zielgruppe für die süddeutschen Manufakturen gediegener Motorkutschen. Neben Mercedes und BMW haben aber auch VW und Audi eigene Außenposten in Indien eingerichtet – alle in oder in der Nähe der Stadt Pune, rund 160 Kilometer südöstlich von Bombay. Die Stadt und ihr Umfeld auf der Deccan-Hochebene ist von den Regierenden des Staates Maharashtra in den vergangenen Jahren durch gezielte Politik zu einer Hochburg der sogenannten automotiven Industrie gemacht worden – eine Top-Location für Autohersteller und Zulieferer. Ende Februar feierte eine Stuttgarter Autoschmiede die Einweihung eines neuen Werkes:

Bis diese Woche hatte ich noch nie einen Deutschen mit indischem Akzent Englisch sprechen gehört. Im Anschluss kam die Replik eines Deutschen ebenfalls in Englisch – aber mit schwäbischem Einschlag. Auf beides folgte schließlich die Standardvariante typisch für „Ze Dschömans“ – Englisch mit deutscher Spreche. Alles geschehen in Pune am Dienstag. Das oben beschriebene German-Masala hatten drei deutsche Top-Manager kredenzt. Anlass war die Einweihung eines neuen Werkes von Mercedes in der Stadt 160 Kilometer südöstlich von Mumbai. Mercedes-Indien CEO Wilfried Aulber hat offenbar bereits lange genug in Indien zugebracht um sein Englisch der lokalen Version anzupassen.

Er und seine beiden aus Deutschland angereisten Kollegen stellten zudem die (zumindest im Ausland) oft beschworene deutsche Effizienz eindrucksvoll unter Beweis, indem sie die jeweils gleiche Eröffnungs-/Willkommensrede zweimal innerhalb weniger Stunden wiederholten. Einmal für die indische Presse und ein zweites Mal – ebenfalls für die indische Presse. Allerdings waren bei letzterem auch noch die lokalen Auto-Monteur dabei. Und die politische Elite des Bundesstaates (Maharashtra) inklusive Chief Minister Ashok Chavan, der seinerseits ein Hohelied auf deutsche Perfektion anstimmte. In dem neuen Auto-Werk „kommen deutsche Perfektion und indische Kultur zusammen“, lobte der Landes-Chef. „Weil wir hier so schlechte Straßen haben, bekommen wir jetzt bessere Autos“, schob er hinterher – im Scherz, wie er gleich danach betonte – denn es ist Wahlkampf im Staate Maharashtra.

Bei so vielen interkulturellen Brückenschlägen war es eine Nebensache, dass „weit weniger als ein Prozent“ (so der ebenfalls anwesende Korrespondent einer indischen Finanzzeitung) der Inder überhaupt daran denken könnten, einen Mercedes zu kaufen. Ist aber auch egal. Der indische Markt ist gerade deshalb so interessant, weil aufgrund der Bevölkerungs-

größe „weniger als ein Prozent“ immer noch mehrere Millionen Menschen umfasst, die gut verdienen. Und so wie die Anzahl der (Dollar-) Millionäre in den letzten Jahren explodiert ist, muss der Absatzzuwachs bei Mercedes erst noch hinterher kommen – Finanzkrise hin oder her. (posted 25.02.09, „German-Masala im Zeichen des Sterns“)

In Zeiten von Klimaerwärmung und Finanzkrise kann man gerade den Herstellern teurer Autos – beziehungsweise ihren PR-Abteilungen – zuweilen ihren Schuldkomplex ansehen. Ein bisschen wie ein kleiner Schuljunge, der Mama erklären muss, warum er sich auf dem Pausenhof schon wieder geprügelt hat. Bei Mercedes weiß man natürlich genauso gut wie sonst wo, dass noch mehr Fahrzeuge, Mercedes inklusive, auf Indiens Straßen keine Lösung fürs Klima und den Verkehrsfluss sind. Dennoch oder gerade deshalb versucht sich Mercedes auch in Indien an der Öko-Nummer. Seit einigen Jahren läuft ein Programm, mit dem die Stuttgarter das Potenzial eines wundersamen Nuss-Gewächses als Bio-Diesel austesten. Die Nussfrüchte der *Jatropha*-Pflanze enthalten ein Öl, das mit minimalem Aufwand in Biodiesel-Kraftstoff erster Güte umgewandelt werden kann. Die Nuss ist zudem giftig (Kühe machen einen Bogen drum) und wächst, wo sonst kaum mehr etwas gedeiht (etwa versalzene Böden in Küstennähe). Die Wunder-Nuss, die auch im Energie-Plan der Regierung vermerkt ist, testen indische Wissenschaftler in mehreren Projekten übers ganze Land aus. Aber seine neuesten Fahrzeug-Modelle mit *Jatropha*-Biodiesel Tausende Kilometer durchs Land fahren zu lassen (diesen Test hat Mercedes bereits vor einiger Zeit abgeschlossen) ist nicht nur klimafreundlich, sondern auch besonders werbewirksam. Am dichten Verkehr werden aber auch noch so grüne Autos nichts ändern. In der Stadt sowieso nicht, aber auch außerhalb ebensowenig: An einer Kuhherde auf der Landstraße führen auch keine 200 PS mit Direkteinspritzung und Antischlupfregelung vorbei, egal ob Biodiesel oder nicht.

Während die Verantwortlichen vielerorts, inklusive in Bombay, angesichts des Verkehrsproblems ihre Köpfe in den Sand zu stecken scheinen, sind die Verkehrsplaner in Delhi ebenfalls aber schon länger unter der Erde aktiv – und haben einen sprichwörtlichen Tunnelblick für das Problem entwickelt:

99,9 Prozent pünktlich. Ich glaube, das schafft nicht mal die Deutsche Bahn. Wohl aber die Delhi Metro. Zumindest nach eigenen Angaben des Verkehrsunternehmens. Seit 2002 hat die indische Hauptstadt eine eigene U-Bahn (die außerhalb des Stadtkerns zur Hochbahn wird). Überall in der Stadt bis in die Vororte wird gegenwärtig an neuen Metro-Linien gebaut. Bis zu den Commonwealth-Spielen (eine Art Olympiade der Länder, die einmal zum verblichenen britischen Kolonialreich gehörten) 2010 sollen die meisten der neuen Bahn-Linien fertig sein.

Die 99,9 Prozent muten nicht völlig utopisch an, gemessen an dem, was die Delhi-Metro jetzt schon erreicht hat: Die Stahl, Glas und Marmor-Tunnel der Stationen lassen die U-Bahn-Stops in Berlin, London oder New York alt – und vor allem dreckig – aussehen. Die Delhi-Metro führte mit ihrem Start 2002 eines der modernsten Ticketsysteme („Smartcard“) ein. London und New York zogen erst später nach. In Berliner U-Bahnhöfen wird gerade erst mit kontaktlosen Handy-Fahrkarten-Scannern herumexperimentiert. Weil Delhi in einem Erdbebengebiet liegt, haben die Ingenieure ausgiebig bei den Japanern abgeschaut. Für die Bahntechnik sind Metro-Delegationen aus Delhi unter anderem nach Deutschland gepilgert, berichten die Info-Tafeln im Metro-Museum von Delhi.

Ja genau, die Metro hat bereits ein Museum! Die Delhiwallas sind stolz und können das Meisterstück ihrer Ingenieure immer noch nicht ganz fassen. „Irgendwie ist es kaum zu glauben, dass wir in Indien so etwas hinkriegen“, äußerten gleich mehrere Bekannte in Delhi, die ich zu ‚ihrer‘ Metro befragt habe. Das liegt zum einem an der Organisation. Der Chef der Metro, der Ingenieur E. Sreedharan, hat sich als sauberer und genialer Planer einen Namen gemacht und sich auch gegen wankelmütige Politiker durchgesetzt. Im Vergleich: Mumbai baut ebenfalls an einer Stadtbahn. Doch das Projekt dümpelt schon Jahre vor sich hin. Viele Mumbaikars machen dafür die Kungeleien zwischen dem Bauunternehmer (das Reliance-Firmenimperium der Ambani-Brüder – die reichsten Brüder der Welt) und den Stadtoberen verantwortlich.

Neben Sreedharans Organisations-Talent ist es aber auch der schiere Kontrast, der die Delhi-Metro beinahe jedem außerweltlich erscheinen lassen würde: Von der lärmenden Masse dichtgedrängter Autos, hupender Rikschas, waghalsiger Fahrradfahrer und stinkender Brummis auf der Straße sind es nur 30 oder 40 Stufen in eine andere Welt im Untergrund, die so geordnet, sauber und blank geputzt aussieht, das man kaum wagt sie zu betreten. Berliner Graffiti-Sprayer würden Ausschlag bekommen.

An die anderen Regeln ‚da unten‘ müssen sich auch die Einwohner der indischen Hauptstadt noch gewöhnen. Der Strafenkatalog der Metro sieht vor, dass Reisende, die beim auf den Boden spucken (eine weit verbreitete Unsitte auf den Straßen) erwischt werden, auf der Stelle 200 Rupien zahlen (etwa 3 Euro) – eine einzelne Fahrt kostet zwischen 6 und 15 Rupien. Günstiger wird es, wenn man einer weiteren (Un)Gewohnheit anhängt – und auf dem Dach der Metro fährt. Wer den Kontrolleuren auf diese Weise auffällt, zahlt ‚nur‘ 50 Rupien Strafe. Oder wird im ungünstigsten Fall vom Stromabnehmer gegrillt. Bis jetzt ist offenbar noch kein derartiger Fall bekannt geworden. (posted 28.03.09, „Delhis unglaubliche Unterwelt“)

Nicht alle freuen sich auf die Metro. Die Rikscha-Fahrer klagen besonders heftig. Nicht bei ihren Fahrgästen, aber bei den Behörden. Kein Wunder: Die ersten drei Tage bin ich mit einer Rikscha von meinem Budget-Hotel neben dem Hauptbahnhof zum Regierungssitz gefahren, um mich dort umzusehen. Der Preis ist Verhandlungssache (die installierten Taxameter laufen nur, um die Polizei zu verwirren – denn wer Gäste ohne laufendes Meter transportiert, zahlt Strafe). 30 – 50 Rupien wurden aber meistens fällig. Dazu Abgas-Schwaden und Warten im dichten Verkehr. Am vierten Tag entdeckte ich diesen etwas einsam in der Ecke herumstehenden Steinwürfel mit einer stählernen Schiebetür direkt neben der Auffahrt meines Hotels. Ein Aufzug. Und er führt direkt in die Metro-Station unterhalb des Hauptbahnhofs. Und die Metro führt von dort direkt zum Regierungsviertel – die einfache Fahrt kostet 8 Rupien und dauert 5 Minuten. Bingo. Überflüssig zu sagen, dass die Rikscha-Fahrer in den folgenden Tagen nicht mehr auf meine Kundschaft hoffen konnten. Und das ist das Dilemma. In den zentralen Bereichen der Stadt verlieren die Rikschawalla immer mehr Kunden an die Metro. Die Metro, technisch und kulturell ein weiterer Ausdruck der Globalisierung, zeigt einmal mehr, wie die, die am wenigsten haben, zu Verlierern einer sprichwörtlich schnelleren Welt werden. Niemand, den ich fragte, wusste, dass dieses Problem im Vorfeld des Metro-Baus offiziell diskutiert worden wäre. Dazu wird es nun wohl auch nicht mehr kommen: Wenn die Metro 2010 im gesamten Stadtgebiet fertig ist, oder spätestens ein, zwei Jahre danach, sollen die Auto-Rikschas – neben den altmodisch aussehenden „Ambassador“-Taxen eine Ikone des indischen Stadtverkehrs – von den Straßen verschwinden.

6. Zwischen Hightech und Finanzkrise

Kein Trip nach Indien, der sich irgendwie mit dem Thema Globalisierung beschäftigt, wäre komplett, wenn er einen Ort auslassen würde: Bangalore.

In den Augen der Globalisierungsoptimisten steht die Metropole im südindischen Staat Karnataka für Wachstum, Aufstieg, individuelle Chance, Dynamik. Etwas kritischere Blicke sehen aber auch die Chancenungleichheit, die im Dunstkreis der Technologie-Parks ebenfalls zu finden ist. Ohne einen guten Abschluss an den Technologie-Unis und Colleges wird es schwierig in einem der Hightech-Glaspaläste einen Job zu bekommen.

Dabei sind bei weitem nicht alle Jobs nur in den vielzitierten Callcentern angesiedelt – oder bei den Tele-Dienstleistern, die etwa für US-Krankenhäuser online eingesandte Röntgenbilder über Nacht (d.h. in Indien tagsüber) mit einer Diagnose versehen und zurückmailen.

Ravi ist ein Beispiel. Der 32-Jährige arbeitet für Tata Consulting – eines der Unternehmen, die Konzernen in den USA, Europa aber auch China quasi die Gehirne ihrer Ingenieure ‚ausleihen‘ und technische Systeme entwickeln, die in europäischen Forschungsabteilungen viel teurerer werden würden. Als Elektronik-Ingenieur arbeitet Ravi an Steuerungssystemen für Automobilhersteller.

Pavithra ist 25 Jahre alt und ebenfalls eine Elektro-Ingenieurin. In ihrem Job kommt es besonders auf den guten Ton an: Für einen Zulieferer arbeitet sie an der Raumklang-Elektronik, die später Audi-Autos in rollende Konzertsäle verwandelt.

Ihr Vorgesetzter ist Subhash, 31 Jahre alt und schon acht Jahre bei der gleichen Firma – ebenfalls ein Ingenieur.

Bangalore, Globalisierung... Da fehlt doch noch etwas? Die Finanzkrise. „Davon bin ich im Augenblick noch nicht direkt betroffen“, sagt Ravi. Das heißt nicht, dass die Krise nicht spürbar ist. „Die Aufträge der Firma gehen zurück, die Gehälter werden vermutlich eingefroren, und zu Hause sparen wir mehr – die Wohnungsrenovierung muss warten“, sagt er.

Und wenn alle Stricke reißen? „Meine Familie kommt vom Land, mein Großvater hat noch die Felder bestellt“, sagt Subhash. „Wenn es ganz schlimm kommt, könnte ich dahin zurückgehen. Die Landwirtschaft mag kleinere Gewinnmargen haben als die Hightech-Jobs, aber sie ist weniger in die Globalisierung integriert und deshalb sicher.“ (posted 11.03.09, „Boom and Bust in Bangalore“)

Zurück aufs Land?? Ein drastischer Schritt. Subhash schien keineswegs zu spaßen. Auch Ravi äußerte sich im Gespräch mit mir ähnlich. Aber Subhash geht noch weiter. Er bezeichnet die Krise als einen „Reality-Check“. Für viele junge Ingenieure schienen die USA lange das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, mehr noch, das bessere System. Und auch in Bangalore versuchten die top-gebildeten Jung-Dynamiker etwas mehr *laissez faire*-Lifestyle nach US-Vorbild zu etablieren. Parties mehrmals die Woche, immer die neuesten Gerätschaften in der Jackentasche, Designer-Labels, Konsumkultur. „‘Machen die eigentlich nur noch Party?‘, habe ich mich gefragt, als ich hier angefangen habe“, erinnert sich Pavithra. Mit der Krise sind daher nicht nur wirtschaftliche Realitäten in Frage gestellt sondern auch kulturelle Prioritäten. Die Krise habe eine neue Werte-Diskussion unter den Hightech-Kids und ihren Familien entfacht, sagt Subhash. „Sie sehen nun die Gefahren, die mit einer konsumorientierten Kultur verbunden sind. Traditionelle Werte scheinen auf einmal nicht mehr ganz so weltfremd zu sein.“ Für viele Rückkehrer aus den USA sei nicht allein die wirtschaftliche Unsicherheit dort, sondern auch familiäre und kulturelle Sicherheit in Indien, ein Grund nach Hause zu kommen, sagt Subhash.

Der Beginn dieser Werte-Diskussion bedeutet nicht, dass in den Glaspalästen der Technologie-Parks Kultur vorher keine Rolle gespielt hätte. Gerade zwischen Tele-Conferencing und Powerpoint-Präsentation, zu denen sich die Dörfler aus allen Ecken des Global Village zusammenfinden, ist Kultur immer schon wichtiges Thema gewesen, auch wenn nur wenige so deutlich darüber sprechen wie Anirvan Basu:

Zugegeben, Anirvan Basus CV scheint auf den ersten Blick etwas außergewöhnlich für einen Manager in einem Technologie-Unternehmen in Bangalore. Der gebürtige Bengale spricht Deutsch wie eine Muttersprache, hat Grundschule und Gymnasium nahe Bonn absolviert, dann Germanistik studiert und darin promoviert. Insgesamt 15 Jahre hat er in Deutschland gelebt. Im Forschungszentrum von Mercedes in Bangalore designed er weder Karosserien noch entwickelt er Steuerelemente, die später unter einer Motorhaube ihren Dienst verrichten.

Als „Intercultural Manager“ betreut er stattdessen ein Thema, mit dem sich viele Firmen im indischen Silicon Valley auseinandersetzen müssen, wenn sie erfolgreich sein wollen: Der Umgang zwischen Kollegen, die aus völlig verschiedenen Kulturen stammen. Gerade in Bangalore und anderen Hotspots der globalen Dienstleistungswirtschaft treffen unterschiedliche Welten aufeinander. Europäische oder amerikanische Manager und Ingenieure arbeiten in den indischen Forschungsabteilungen ausländischer Konzerne mit indischen Kollegen zusammen. Kulturell bedingte Missverständnisse können zu Reibungsverlusten im Unternehmen führen – schlimmstenfalls auch wirtschaftlich.

„Die deutschen Kollegen sprechen die Dinge oft direkter an als Inder“, sagt Basu und nennt ein Beispiel. „Viele Inder sagen nicht gerne ‚Nein‘ und stattdessen Dinge wie ‚da muss ich mal sehen‘. Für deutsche Kollegen kann so etwas gewöhnungsbedürftig sein.“ Umgekehrt könne es natürlich auch passieren, dass ein deutsches ‚Nein‘ von indischen Kollegen bisweilen als barsche Zurückweisung fehlinterpretiert wird. In Basus Workshops lernen Ingenieure und Manager aus Deutschland und Indien, was beim jeweils anderen den guten Ton macht. Die Ankunft neuer Mitarbeiter und Arbeitsbesuche aus Deutschland halten das Thema ständig aktuell. Das weiß auch Anirvan Basu – bei Mercedes ist er bereits seit sieben Jahren im Einsatz. (posted 13.03.09, „Multikulti im Büro“)

Hinter Indiens Wirtschaftswachstum existiert ein Missverhältnis, das angesichts der Zuwachsraten der vergangenen Jahre kaum beachtet wurde, nun aber stärker in den Fokus rückt. „Warum“, so fragen sich selbst die Bangalore-Techies, „ist unser Land in der Lage, technologisch so perfekt Dienste für andere abzuwickeln, glänzt aber kaum mit eigener Innovation?“ Die Cleverness und Ausbildung wären auf jeden Fall vorhanden. Das Problem,

so scheint mir, ist wie so oft das Geld. (Und jetzt wird's ein bisschen trocken). Die technischen Services – im Fach-Jargon zusammengefasst Business Process Outsourcing/Overseas (BPO), oder neuerdings Knowledge Process Outsourcing/Overseas (KPO) genannt – sind in Indien so erfolgreich, gerade weil sie sich selbst finanzieren. Für Innovation ist dagegen Forschung wichtiger als die Perfektionierung existierender Prozesse. Geld verdient sich erst dann, wenn Forschung erfolgreich zur Schaffung eines neuen Produkts geführt hat. Eine Garantie für schnelles Geld gibt es also nicht. Eine Unwägbarkeit, die zur Folge hat, dass in Krisenzeiten die Firmen-Buchhalter mit dem Rotstift gerne bei den Forschungsbudgets anfangen – in Indien genauso wie in Deutschland. Ohne staatliche Förderung ist Forschung daher langfristig kaum möglich. Und genau da hapert es in Indien. Während dort nur rund 0,8 Prozent des Bruttoinlandsprodukts in Forschung und Entwicklung investiert werden, sind es in Deutschland ca. 2,5 Prozent – so die letzten Zahlen der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit (OECD). Eigentlich schade, denn da wo in Indien Geld für Forschung ausgegeben wird, muss sich die Wissenschaft keineswegs vor der Welt verstecken:

In der kühlen Nachtluft der Deccan-Hochebene im Westen Indiens sitzt eine strahlend erleuchtete, überlebensgroße steinerne Statue des großen englischen Physikers Sir Isaac Newton und schaut versonnen auf einen (ebenfalls steinernen) Apfel, der vor seinen Füßen liegt. Die Frage, wie der Apfel dahin kam – er plumpste vom Baum über seinem Kopf – soll das Genie bekannterweise zu seiner Theorie der Schwerkraft inspiriert haben.

In Indien (das aus europäischer Sicht häufig noch unter dem Generalverdacht des Exotischen und Mystischen steht) kamen naturgemäß weitere Fragen dazu: Wie kann Newton ein Apfel vor die Füße gefallen sein, wenn er tatsächlich unter einem indischen Feigenbaum sitzt – dem indischen Nationalbaum? Diese und andere Fragen beschäftigen die Wissenschaftler, die sich in dem Gebäude aufhalten, das den Innenhof umgibt, in dem Newton und mehrere seiner steinernen Kollegen ihren Gedanken nachhängen – das Inter-University Centre for Astronomy and Astrophysics (IUCAA) in Pune. Dieses Institut ist eines von mehreren landesweit, die international renommiert sind und zeigen, dass Indien nicht nur geniale Programmierer und Computerwissenschaftler hervorbringt.

Das indische Raumfahrtprogramm mag das international bekannteste Beispiel für den indischen Ausblick nach oben sein. Doch auch die Arbeit an den Instituten zieht Kollegen aus anderen Ecken des Globus an. Wenn indische Forscher überm Abendessen Probleme der String-Theorie und Galaxienformation klären, sind internationale Kollegen mit von der Partie.

Das Paradox, wie ein Apfel vom Feigenbaum fallen kann, haben die indischen Wissenschaftler übrigens schon länger gelöst – auf ihre Weise: Vor zehn Jahren ließen sie sich aus England Setzlinge schicken, die vom Original-Apfelbaum des echten Newton geklont worden waren. Sie wachsen ebenfalls im Innenhof des Instituts – dem Vernehmen nach bis heute. (posted 27.02.09, „Newton unterm Feigenbaum“)

7. Kultur zwischen Gandhi und Latte Macchiato

Also gut, die erste Korrektur wird gleich nach dieser Überschrift fällig: so etwas wie eine indische Kultur gibt es eigentlich gar nicht. Genauso wie es eine „indische Sprache“ nicht gibt. Vielmehr sind es Hunderte verschiedene Sprachen. Dazu kommen mehrere tausend Dialekte. Ähnlich sieht es mit den Kulturen des Subkontinents aus. Religionen gibt es etwas weniger – bei der Zahl der Götter wird es aber schon wieder unübersichtlicher. Der indische Autor und letztjährige Booker-Preis-Gewinner, Aravind Adiga, zählt in seinem Buch „The White Tiger“ etwas über drei Millionen Gottheiten.

Wie kann ein Land mit so vielen Religionen, hunderten Kulturen, tausenden Dialekten und Millionen von Göttern seit 60 Jahren demokratisch zusammenhalten?

Diese Frage stellt sich nicht nur ungläubig der Rest der Welt sondern auch viele Inder selbst. Eine Antwort hat niemand wirklich, aber viele Hinweise. Der erste Hinweis ist bereits die gerade getroffene Feststellung: In Indien hat es nie nur eine Antwort gegeben, selbst auf die vermeintlich einfachsten Fragen. Meinungen, Ansichten, Positionen haben beinahe seit Jahrtausenden auf dem Subkontinent immer im Wettbewerb miteinander gestanden. Das schreibt ein weiterer indischer Preisträger, Amartya Sen, der 1998 den Wirtschaftsnobelpreis erhielt, in seinem Buch „The Argumentative Indian“. Die Widersprüchlichkeit, die Indien im Ausland gerne unterstellt wird, belegt dies. Zum Beispiel was die Sexual-Moral angeht: Einerseits die sexuelle Experimentierfreudigkeit des Kamasutra, gegen die Hollywoods Freizügigkeit Zölibat-verdächtig wirkt. Andererseits mittelalterliche Prüderie – in großen Städten inklusive Bangalore, werden Frauen, die Jeans tragen, wiederholt am helllichten Tage von „Traditionelle Werte“-Fanatikern zusammengeschlagen. Oder beim Thema Religion. Millionen von Menschen verloren im Zuge der Teilung des Subkontinents 1947 ihr Leben, weil sie als Hindus oder Moslems jeweils am falschen Ort waren. Das gleiche Land ist andererseits Ursprung und Ort so vieler spiritueller Strömungen und Friedensbewegungen wie kaum ein anderer. Es fällt leicht, den Überblick zu verlieren. Was tun? Vielleicht sind gängi-

ge Stereotypen gar kein so schlechter Startpunkt, um begreifen zu lernen. Zum Beispiel dieses: „Alle Inder ernähren sich ausschließlich von scharfen Currys.“ Stimmt oft, aber nicht immer, wie eine meiner ersten Erfahrungen auf meinem Trip zeigte:

Wenn ich in Berlin beim Inder ein Mirchi Masala bestelle, bekomme ich normalerweise ein Curry serviert, in dem ein paar einsame Erbsen mit anderem Gemüse in einer gelb-pastellfarbenen Cremesauce ertränkt worden sind. Ein paar Spitzen roter Chili gucken entschuldigend aus dem Currysauce-Ozean hervor. Das sollten sie auch. Denn ein Berliner Mirchi Masala ist beinahe so scharf wie Hustensirup für Kinder. Mein erstes Mirchi Masala in Indien auf diesem Trip heilte mich schnell von dem Berliner Trauma unerfüllter Versprechen scharfer Currys!

Mirchi nennen die Inder ihre Chili. Obwohl mir nicht ganz klar ist, ob „Mirchi“ ein Name oder ein Ausruf ist. Gemessen an der Schärfe der hiesigen Cuisine halte ich das Letzte für wahrscheinlicher. Was hat es mit dieser Love-Story der Inder mit dem scharfen Gemüse auf sich? Eine endgültige Antwort habe ich auch nach beinahe sechs Wochen in Indien nicht. Eine Erklärung ist, dass die muslimischen Mogul-Herrscher (das war vor den Briten) ihre scharfe Vorliebe ins Land brachten, während Hindus – und gerade die Brahminen der obersten Kaste – sich generell von kulinarischen Exzessen fernzuhalten pflegten. Das schließt Chili ein – einige würden sogar nicht einmal Knoblauch anrühren. Die Erklärung, dass Chili zum Überdecken des Geschmacks von in der Hitze schlecht gewordenem Essen dient, ist allerdings ein böswilliger Mythos.

Egal, wer auf scharfe Sachen steht, sollte sich einmal in Bombays „Spice Lane“ umschaun, wo traditionell die Gewürzmacher ihr Handwerk verrichten.

Der Rohstoff wird säckeweise angekarrt – schon getrocknet und fertig zum Mahlen und Mixen, oder als Garam Masala-Gewürzmischung hergestellt, in dem verschiedene Gewürze und Chili erhitzt werden. (posted 16.03.09, „MIRCHI!“)

Garam masala (Hindi: गरम मसाला, garam masāla; dt.: heißes Gewürz) ist eine Mischung von meistens gemahlene Gewürzen zur Zubereitung von Currys in der indischen Küche. Viele indische Rezepte verwenden Garam masala eher sparsam und als Komponente, die den Grundgeschmack liefert. Die meisten Gerichte enthalten daher noch weitere Gewürze.

Genau so ist es mit der Kultur! Currys, farbenprächtige Bollywood-Spektakel, indische Computer-Genies und Gurus mit langen Bärten, die westliche Zivilisationsflüchtlinge zu Meditationsexperten umschulen. Klar, gibt es alles. Aber sie sind nur der Grundgeschmack, eine Grundstimmung, die wir aus der Ferne wahrnehmen. Die weiteren Gewürze halten einander die

Balance und schaffen die Variationen und Nuancen, die das volle Bild, den vollen Geschmack ergeben.

Ein Bekannter, den ich in Delhi traf, drückte es auf eine andere Weise aus: „Wir haben hier so viele Strömungen, Meinungen und Positionen, die, gerade weil sie gleichermaßen stark vertreten sind, einander ausgleichen, in Schach halten.“ Selbst das allmächtig scheinende Kastensystem muss sich ständig und immer stärker der Herausforderung anderer Gesellschaftsentwürfe stellen. Das spätestens seit der Aufklärung in Europa endemische Bestreben, Widersprüche notfalls zu tolerieren, sie aber eigentlich viel lieber unter dem Dach einer weiteren Maxime vereinen zu wollen, ist in Indien nicht nur unnötig, wie es scheint, sondern bisweilen fatal. Das zeigt sich immer wieder dann, wenn einzelne Gruppen oder Personen aus politischen Gründen die Vielseitigkeit auf eine vermeintliche Einheit zurückstutzen wollen. Dann gibt es Streit, weil naturgemäß andere Ansichten auf der Strecke bleiben. Zu Opfern werden immer wieder die Schwächsten:

Was genau am vergangenen Montag im Dorf Pal nahe Aurangabad geschah, wird möglicherweise nie vollständig aufgeklärt werden. Fest steht, dass ein junger Mann am Ende des Tages tot war – gelyncht von einem Mob, der sich zum Richter emporschwang in einem nur allzu offensichtlichen Verbrechen: Ein zu einer höheren Kaste gehörendes Mädchen war am Nachmittag bedrängt worden und versuchte nach Aussage der Dörfler seinem Peiniger zu entkommen: Rohidas. Der Fall schien eindeutig: Rohidas soll bereits vor zwei Jahren angeblich versucht haben, das Mädchen zu töten, und – Rohidas ist ein Dalit – ein ‚Unberührbarer‘.

Nach unterschiedlichen Medienberichten sollen Bewohner des Dorfes aus der höheren Kaste angefangen haben, Rohidas zu schlagen. Die wachsende Menge habe den jungen Mann zum Dorfplatz gezerrt, wo er an einen Strommast festgebunden worden sei. Ob er dann weiter geschlagen oder gesteinigt wurde, darüber gibt es verschiedene Angaben. Vier Polizisten seien von der Menge am Eingreifen gehindert worden. Erst ein Verstärkungstrupp schaffte es, den wütenden Mob auseinander zu treiben, der gerade angefangen hatte, den Bewusstlosen mit Benzin zu übergießen, um ihn anzuzünden. Die Polizei brachte den leblosen Körper in ein nahegelegenes Hospital. Dort konnten die Ärzte nur noch Rohidas Tod feststellen.

Attacken gegen Dalits sind an der Tagesordnung – gerade vor den Wahlen. Doch die Brutalität von Rohidas Tod hat aufgeschreckt – vorübergehend jedenfalls. Die Polizei hat 74 der Dorfbewohner in Polizeigewahrsam genommen. Der Vorwurf: Mord und „Gewalt gegen Dalits“ – ein eigener Straftatbestand. Am nächsten Tag gaben Staatsminister und örtliche Politiker in dem Dorf ihr Stelldichein und besuchten die Dalit-Gemeinschaft. Die Angehörigen der höheren Kaste zogen es vor, sich nicht sehen zu lassen

und blieben in ihren Häusern. Vor ihrer Abreise sicherten die Politiker – ein Lichtblick – Rohidas Eltern Gerechtigkeit zu und eine Entschädigung. Lebendig macht es ihren Sohn nicht. Rohidas Pandit Tupe wurde 20 Jahre alt. (posted 02.03.09, „Das kurze Leben des Rohidas Pandit Tupe“)

Zur apokalyptischen Implosion der indischen Gesellschaft, die angesichts der krassen Gegensätze immer wieder an die Wand gemalt wurde, ist es trotz hässlicher Vorfälle wie diesem nicht gekommen. Doch wenn es Zoff gibt – abseits der wie in jedem Land vorhandenen opportunistischen, kriminellen Gewalt – dann entsteht er meist an den Grenzen zwischen Kastenzugehörigkeiten und Religionen – lange Zeit die Sollbruchstellen der indischen Gesellschaft. Hat die Globalisierung nun eine weitere hinzugefügt? Im Fokus vieler neuer, teils sehr heftig geführter Debatten stehen die Lebensentwürfe der aufstrebenden Mittelschicht – und ihrer Zöglinge, die verstärkt von westlicher Konsumkultur geprägt sind. Selbst innerhalb einzelner Religionsgruppen wachsen so nun auch Modernisierer und Traditionalisten in ihren Ansichten zusehends auseinander. Ein Zwischenfall Anfang März in der Nähe von Bangalore illustriert, wo sich diese neuen Diskussionsfronten bemerkbar machen:

Seit Tagen kommen die Medien nicht mehr davon los, was sich am vergangenen Montagabend in einer alten Scheune in der Vorstadt Bangalores zugetragen hat. Über hundert Jugendliche sollen sich in dem Haus zu einem „Rave“ getroffen haben, bis die Medien anrückten und die Polizei um die hundert Personen festnahm. Drogen sollen en masse konsumiert worden sein. Die Zeitungen reportierten pikante Details über Ausschweifungen – tatsächlich oder gemutmaßt. Wohl eher letzteres. Weil Beweise ausblieben, wurde mit jedem Tag die „Sünden-Party“ in den Medien harmloser. Kein ausschweifender Sex, keine Drogen (und deshalb nach Polizei-Definition kein Rave) – nur ein Haufen Kiddies, die zu laut gefeiert haben und die Nachbarn auf den Plan riefen.

Doch die Geschichte vom Sündenpfehl schien zu gut, um sie einfach fallen zu lassen. Das Blatt „Daily News and Analysis“ (DNA) glaubt vielmehr (und tut dies im Aufmacher auf der Titelseite kund), dass die Polizei keine Drogen finden wollte, und die Party-Kids „nur“ für schwere Ruhestörung eingesammelt wurden. Warum? Weil mehrere der Jugendlichen die Kinder von einflussreichen Lokalpolitikern und Beamten sein sollen, unterrichtet uns die Zeitung. Aha, ein Cover-Up also.

Die Medien sind nicht die einzigen, die in diesen Tagen an jedem Brennpunkt einen politischen Braten riechen, denn es ist Wahlkampf in Indien. Der „Rave“-Zwischenfall von Bangalore gibt auch Politikern neue Gelegenheit, ihr moralisches Profil ins rechte Licht zu rücken. Sprichwörtlich. Die von vielen Indern als rechtsradikal eingestufte Shiv Sena-Partei prangert

lose Sitten und moralische Verwahrlosung in Indien an. Einige ihrer Anhänger haben sich als Moral-Polizei im Einsatz gegen explizite Valentinstags-Feiern verdient gemacht. Auch die Scheunen-Party dürfte der Partei politisch gelegen kommen.

Ach ja, der Besitzer der Scheune ist mittlerweile wegen der Party seinen Job los. Er war Assistent für einen Staatssekretär – im Erziehungsministerium. (posted 12.03.09, „Fear and Loathing in Bangalore“)

Im Wettstreit der Ansichten greifen besonders Politiker natürlich gerne in die Trickkiste, um sich Vorteile zu verschaffen. Und ich rede nicht von braunen Umschlägen im Postkasten (obwohl auch das weit verbreitet ist). Eine Masche ist der ständige Bezug auf die Gründungsväter der Nation. In öffentlichen Reden lässt sich so die eigene Position mit dem Anstrich historisch legitimierter Autorität versehen. Das geschieht in den USA (einer von Barack Obamas wichtigsten „Wahlkämpfern“ war Abraham Lincoln) genauso wie in Indien. Von der lange regierenden Kongress-Partei bis zur hindu-nationalistischen BJP sehen sich die unterschiedlichsten Strömungen alle als stolze Verfechter von Gandhis Idealen. Doch wenn es dem großen Mahatma selbst zu bunt wird, so scheint es, meldet er sich – über Umwege – aus dem Jenseits und konfrontiert die Politiker mit ihren Widersprüchen:

„Der Gott der kleinen Dinge“ ist der Titel eines Buches der indischen Schriftstellerin Arundhati Roy, über Schicksal und historische Unvermeidlichkeit, die sich in der Gewissheit der kleinen Dinge manifestieren, Menschen brechen können, oder sie gefangen halten.

Ähnlich verhält es sich mit einer Sammlung sehr konkreter kleiner Dinge, die am Donnerstag in New York unter den Auktionshammer kamen, was auf der anderen Seite der Welt ein ganzes Volk in Atem hielt. Unter den Gegenständen ist eines der wohl berühmtesten Paar Brillengläser der Kolonialgeschichte, Sandalen, eine Taschenuhr, ein Teller und eine Schüssel – alle einst bescheidener Besitz von Mohandas Karamchand Gandhi. Der ‚Mahatma‘ gab sie zu verschiedenen Zeiten als Inspiration oder Andenken an Weggefährten. Über die unterschiedlichen Erben gelangten die Werkzeuge von „Bapu“, wie die Inder ihren „Vater der Nation“ nennen, in den Besitz von James Otis, der sich in der Auktion am Donnerstag in New York für 1,8 Millionen Dollar von den bedeutsamen Stücken trennte. Der neue Besitzer ist ein indischer Industriemogul – Vijay Mallya, der sein Geld mit einem Schnapsimperium gemacht hat.

In den indischen Medien überwiegt der Eindruck, dass es gut ist, dass die Paraphernalia des Mahatma wieder an seine Wirkstätte zurückgelangen – auch der Urgroßenkel des Mahatma, Tushar Gandhi, freute sich. Bereits im Vorfeld hatte der indische oberste Gerichtshof versucht, mit einer einstwei-

ligen Verfügung, den Verkauf in New York zu stoppen, um eine andere Lösung zur Rückführung zu ermöglichen.

Dass Gandhis Besitz mit Geld erworben wurde, das so ganz entgegen seiner Prinzipien erwirtschaftet wurde, ist nur ein Hinweis auf den verkorksten Charakter der gesamten Diskussion. Darauf weisen auch einige der Kommentatoren hin. Das Land habe im Zuge der Globalisierung vielen Menschen neue Möglichkeiten eröffnet, große Wachstumsraten erzielt, leide jetzt unter der Finanzkrise, der Abgrund zwischen Arm und Reich wird immer größer – moralische und soziale Imperative stünden zusehends hinter dem Diktat technischer Machbarkeit und Wachstums um jeden Preis zurück.

Kurzum, geht es um Visionen für die gesamte Gesellschaft, ist die politische Elite des Subkontinents heute orientierungsloser denn je. Die Ideale des Mahatma sind nur noch schemenhafte Erinnerungen aus einer anderen Zeit. Den Gott Gandhis hat das Land vergessen, sagt ein Kritiker, stattdessen zimmert es sich aus dem Besitz des Mahatma einen Götzen der kleinen Dinge. (posted 08.03.09, „Bapus Brille ist zurück“)

Diese Episode war nur ein kurzer Weckruf und ist schon längst wieder von der Medien-Agenda verschwunden. Auf der Tagesordnung steht ‚Wichtigeres‘. Zum Beispiel die Parlamentswahlen, die gegenwärtig stattfinden.

Kommen wir zum Anfang zurück. Nach fast zwei Monaten in Indien glaube ich, einige Antworten und viele Hinweise bekommen zu haben. Vor allem aber haben sich ungleich mehr neue Fragen aufgetan. Was ist mit meiner Ausgangsfrage?

Wo trifft das Globale auf das Lokale? Wie macht sich Globalisierung im Leben einzelner Personen, Gruppen oder in lokalen Entwicklungen bemerkbar? In den vergangenen Wochen habe ich in Indien versucht, Beispiele dafür aufzuspüren. Zuweilen kann man dieses Aufeinandertreffen und Vermischen in einzelnen Situationen erleben. Zwei davon sind mir gerade erst wieder in Delhi begegnet.

Zum Lunch hatte ich mich gestern in eine der immer gleichen Coffee-Bar-Ketten verzogen (die mittlerweile tausende Ladenlokale auf der ganzen Welt mit ihren Ledersesseln bevölkern und überteuerten Kaffee zum Lifestyle-Produkt gemacht haben). Der ‚Barista‘ (heißen eigentlich nur die Typen hinterm Tresen so???) oder sein Co nahm gerade die Bestellung einer Gruppe von einigen Damen und Herren um die 40 auf – die sich alle in Englisch unterhielten (obwohl sie offenkundig genauso gut in Hindi sprechen konnten, wie sie zwischenzeitlich zeigten):

Kundin: Oh ja, ich ...ähm... möchte bitte einen kalten Kaffee.

Barista: Wir haben Iced Latte, Iced Americano, Frappucino...
 Kundin2: Was ist das?
 Barista: Kalter Latte Macchiato, [...] mit Milchschaum und...
 Kundin: Also einen kalten Kaffee.
 Kunde: Ja, für mich das Gleiche.

Über die Verdrängung lokaler Kultur durch eine vermeintlich gesichtslose globale konsumorientierte Monokultur wird schon lange diskutiert – medial und akademisch. Just den Moment, ja die Minute, mitzuerleben, in der sich das Diktum globalisierter Kultur in das Lokale einfügt, ist allerdings besonders faszinierend.

Ähnlich auch mit dem zweiten Beispiel. Dafür muss ich etwas ausholen: Über die neue Delhi-Metro hatte ich bereits geschrieben. Und über den technischen und logistischen Erfolg den sie darstellt. Aber da ist noch etwas. Wie kaum ein anderes Verkehrsmittel ist die ‚Bahn‘ zu einem beinahe mythischen Sinnbild der Moderne und der Urbanität geworden – ein Symbol für die ‚Stadt‘ als globalisierter Institution. Gleich einem Fluss durchteilen – und verbinden – Bahnen Lebensräume, jeden Tag aufs Neue. Festgelegt auf ihr Gleis und doch ständig in Bewegung, kommt die Bahn der Metapher der ‚Lebensader‘ besonders nahe. Mit der Metro hat sich jetzt auch Delhi in einer (andauernden) Bypass-Operation diese Lebensader eingepflanzt.

Mit der Metro sickern weitere Folgen globalisierter Urbanität nicht nur in den Untergrund von Delhi: immer strikter regulierte öffentliche Räume, kommerziell gesponserte Infrastruktur, Überwachung, Verhaltensregeln, ‚Vereinzelungsanlagen‘ (die Drehkreuze). Wie jede Massentechnologie entspringt auch die Metro einer Kultur. Und an die, so mein Eindruck, müssen sich auch die Delhiwallas erst noch gewöhnen.

Der resultierende ‚Kulturkampf‘ findet alle vier Minuten vor den Türen der U-Bahnen statt, wenn diese in die Stationen einfahren. Dann ist es mit der kühlen Rationalität, dem gleich einem Metronom getakteten urbanen Geist, der der Metro per Design innewohnt, vorbei: Kaum öffnen sich die Türen, versuchen die, die drinnen sind nach draußen zu kommen und die die draußen sind, in die Bahn zu gelangen – alle zusammen und alle zur gleichen Zeit. Aus der Distanz sieht das dann ein wenig aus wie American Football. An den Ticketschaltern ein ähnliches Bild: Menschentrauben drängen sich an den Fenstern, schreien den Verkäufer an (weil er sie sonst in dem Lärm sowieso nicht hören könnte) und werfen wild Münzen und Scheine durch die Öffnung unterm Schalter-Fenster. Déjà Vu?! Dieses Bild entspricht in der Tat dem, was man (selbst in Europa) von der indischen Eisenbahn schon seit Jahrzehnten zu kennen glaubt: brechend volle Züge, Menschen die aus Waggontüren hängen oder auf dem Dach mitfahren. Dazu am Gleis Tee- und

Snackverkäufer – einer lauter als der andere. Und immer wieder Personen, die zwischen den Gleisen herumwandern – und manchmal auch eine Kuh oder zwei. Für Kühe ist in der Metro schon an der U-Bahn-Treppe Schluss, für Teeverkäufer spätestens an der Personenkontrolle unter der Erde. Für den Rest sahen sich die Behörden immerhin genötigt, spezielle Strafen zu formulieren: Allerdings, auf dem U-Bahn-Dach zu fahren kommt billiger zu stehen, als in der U-Bahn herumzurotzen.

Bei der Umerziehung der Bürger zu ‚globalisierten‘ U-Bahnfahrern sieht die Metro erste Erfolge: In der Station Rajiv Chowk (der nach dem ermordeten indischen Premier Rajiv Gandhi benannten Metro-Station unter dem Connaught Square im Zentrum von Delhi) sah ich zuletzt das Unglaubliche: Delhiwallas, die sich gleich britischen Busreisenden in langen, geordneten Reihen vor den Türöffnungen einer U-Bahn anstellten. (posted 31.03.09, „Globalisierung – in Echtzeit“)

Wie in vielen Ländern hat auch in Indien die Globalisierung gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen angestoßen. In Indien fließen sie als neue Positionen in den Jahrtausende alten Wettstreit der Standpunkte ein. Globalisierung ist dort daher weniger die epochale, nie da gewesene Umwälzung, als die sie gerne im Rest der Welt ausgemacht wird, sondern lediglich ein neuer Diskussionsstrang im ewigen Argument. Ein neues „Narrativ“ in der ewigen Geschichte, wie mir die Dichterin und Linguistikprofessorin Rukhmini Nair in Delhi erklärte. „Kommen Sie in drei Monaten zurück – und alles sieht wieder ganz anders aus.“ Ein guter Hinweis, und gewissermaßen auch ein beruhigender. Wer das Land, so wie ich, nur einen Lidschlag lang registriert, könnte geneigt sein, falsche Schlüsse zu ziehen. Prügelnde Moralpolizisten versus Techno-Parties, Anti-Globalisierungsaktivisten, Gewalt gegen Dalits, politische Kampfrhetorik gegen Religionsminderheiten. Das klingt ein bisschen nach Kulturkampf. Hat er das Potenzial, das Land auseinander zu reißen?

Gemach, Gemach, sagt nicht nur Rukhmini Nair. „Der Kontext ist wichtig.“ Denn auch wenn die Balance der Positionen und Ansichten dem politischen Kalkül und dem Machthunger Einzelner zum Opfer fällt, so geschieht es ‚nur‘ örtlich und auch nicht mehr so oft wie früher. Klar ist es immer noch schlimm genug. Aber „über Massaker etwa zwischen Hindus und Moslems hat man in den 1980er Jahren beinahe jede Woche gelesen. So etwas geschieht heute viel weniger“, sagt William Dalrymple, ein schottischer Autor und Historiker, der schon seit vielen Jahren überwiegend in Delhi lebt. „Und B-Politiker wie Varun Gandhi [Der Ur-Enkel von Staatsgründer Jawaharlal Nehru], die tatsächlich oder angeblich gegen Muslime Stimmung machen, hätten es damals nicht mal in die Zeitung geschafft“. Im März hatten die Äußerungen, die der BJP-Politiker angeblich auf einer öffentlichen Veran-

staltung gemacht haben soll, wochenlang die nationalen Medien beschäftigt. Zuletzt wurde Varun sogar zu einer Gefängnisstrafe verurteilt.

Ist am Ende doch alles bestens? Natürlich hat Indien auch mit Problemen zu kämpfen, die sich verschärfen. Dass die soziale Schere immer weiter auseinander geht, ist ein menschlicher und statistischer Fakt (siehe PK Das' Aussage zur Situation in Bombay). Doch schon gleich die Frage, was dies bedeutet, lässt gegensätzliche und überraschende Aussagen zu. So wie diese: „Natürlich geht es den Bewohnern in den Slums materiell so schlecht wie kaum jemandem. Dennoch glaube ich, dass die Menschen dort immer noch besser dran sind als etwa die Bewohner der Armenviertel amerikanischer Großstädte, weil sie eine Sache trotz allem noch nicht verloren haben: Hoffnung.“ Das sagt nicht irgendein Großindustrieller, der die Weisheit mit Goldlöffeln frisst. Sondern Anita Patil-Deshmukh, die Chefin der NGO PUKAR, die vor Ort arbeitet und über die ich bereits weiter oben gesprochen habe.

Die Probleme – die Fakten – der Globalisierung konfrontieren Indien ebenso wie andere Länder. Aber vielleicht haben die Menschen in Indien durch die Vielfalt ihrer Ansichten einen gänzlich anderen Zugang zu den gleichen Problemen. Vielleicht hat Indien durch diese Vielfalt, die gesellschaftlichen Konsens nicht mit der Vorherrschaft eines Paradigmas wechselt, das Potential, zu ganz anderen, vielleicht ganz neuen Antworten zu kommen, von denen auch die Welt profitieren könnte.

Daran hat Historiker Dalrymple keinen Zweifel. „Indien war eigentlich immer der Globalisierung ausgesetzt“, sagt er. Die Küsten Indiens sind schon mehrere Tausend Jahre intensiv von Seefahrern aus Afrika und weiten Teilen Asiens aus angesteuert worden, „zu einer Zeit als sich noch niemand für mein heimisches Schottland interessierte“. Und große Herrscher wie der legendäre Ashoka vor 2.300 Jahren oder der Mogul-Kaiser Akbar im 16. Jahrhundert unterhielten große multireligiöse und multiethnische Reiche, als in Europa massenhaft Menschen für ihre Ansichten auf dem Scheiterhaufen landeten. Es gebe eigentlich nur einen Zeitraum, in dem Indien sich der Welt verschloss, sagt Dalrymple: „Die Zeit nach der Unabhängigkeit bis Anfang der 1990er Jahre“ – als das Land sich wirtschaftlich öffnete. „Wahrscheinlich haben zu keiner Zeit weniger Ausländer in Indien gelebt als in jenen Jahren.“ Trotz Armut, trotz religiöser Spannungen, trotz Finanzkrise oder Korruption – trotz all der Probleme vor die die Globalisierung den Subkontinent genauso stellt wie andere Länder, hat Indien gute Karten, ist er überzeugt. Denn verglichen mit weiten Teilen Europas und den USA, hat das Land mehr Erfahrung darin, auf die Welt „da draußen“ einzugehen.

„Indien“, sagt Dalrymple, „hat eine strahlende Zukunft“.

8. Dhanyabad

Ich bin in eine Fremde gefahren und dann aus einer Heimat zurückgekehrt. Indien hat mich besser behandelt als ich es mir vorher erträumt hätte. Keine Reisepannen, kein verlorenes Geld, keine Magenprobleme, bestes Wetter sowie zu beinahe jeder Zeit das Gefühl, innerlich ausgeglichen und am richtigen Platz zu sein. Vor allem aber fantastische Erfahrungen, von denen ich persönlich wie professionell noch lange zehren werde. Der Grund dafür sind die vielen wunderbaren Menschen, die ich das Privileg hatte, kennenzulernen oder wieder zu treffen. Wenn ich an Indien denke, denke ich an diese Personen und was wir gemeinsam erlebt haben.

Besonders danken möchte ich Asim und Kakul, die mich unter anderem in ihrer kleinen Wohnung in Bombay aufnahmen, Siddharth – Philosoph, Soziologe und Computer-Whizz – der mir in vielen Tee-Sessions in den Dabhas (Tee-Buden) der Nehru-Universität von Delhi die Mechanik der indischen Gesellschaft erklärte, Shivaram, der mir Bangalore zur Heimstätte machte und die Kontakte zu den Techies herstellte, und Manas, mit dem Gespräche auch in der brennenden Sonne der Deccan-Hochebene nie langweilig werden.

Mein ganz besonderer Dank geht an die Heinz-Kühn-Stiftung, die alles erst möglich gemacht hat. Und natürlich Ute Maria Kilian. Ihr an dieser Stelle zu danken, ist eigentlich viel zu wenig. Ihre Organisation, ihre Betreuung und ihr Rat vor, während und nach der Reise haben die optimalen Bedingungen für das gesamte Projekt entscheidend mitgeprägt.